

Mond ist schon untergegangen, noch ist es dunkel und unheimlich diesig. In ungefähr einer Stunde geht die Sonne auf. Das würde uns helfen, sie zu finden.

Hermine und Clemens gehen aufs Deck und drücken sich die Ferngläser an die Augen. Hermine ist eigentlich die Bordfotografin und für Öffentlichkeitsarbeit zuständig, aber in der Praxis hat hier jeder sehr viele Aufgaben. Um 4:45 Uhr ist es so weit. Wir sind noch ungefähr 300 Meter entfernt, als Clemens zum ersten Mal einen dunklen Schatten im fast genauso dunklen Wasser sieht.

Jetzt ist auch die Crew geweckt. Der Kran auf dem Achterdeck hebt *Christa* und *Hülse* über die Reling ins Wasser. Die beiden Einsatzschlauchboote mit festem Rumpf, RHIB genannt (*rigid-hulled inflatable boats*), sind das Herzstück einer Rettungsmission. Man kann nicht einfach mit dem großen Schiff an das Flüchtlingsboot heranhelfen, das wäre viel zu gefährlich.

Die Abläufe sind dutzendfach geübt. Zuerst steigt der Crewführer ein und wirft den Motor an, danach klettern zwei weitere Menschen hinunter. Sie packen zwei Bigpacks mit über 100 Schwimmwesten ein, 20 in Kindergröße, dazu Funkgeräte, eine Beatmungsmaske für den akuten Notfall, Überlebensanzüge, falls die Crew ins Wasser muss. Dann startet die Aufholjagd.

Die Rettung naht – aber die Flüchtlinge fliehen erst einmal vor ihren Rettern. Völlig planlos versuchen sie, uns im Zickzackkurs abzuhängen. Aber mit 40 PS gegen 115 PS hätten sie im mit etwa 120 bis 180 Personen hoffnungslos überfüllten

Schlauchboot sowieso keine Chance. Sie glauben, wir seien die LCG. Unser Schiff, die *Lifeline*, war für sie erst einmal nur ein dunkler, bedrohlicher Umriss.

Aline spricht fünf Sprachen, sie sitzt ganz vorne in der *Christa*, die sich jetzt seitlich nähert und das Schlauchboot umrundet. Es wird allmählich heller. Die RHIB-Crew winkt und lächelt aufmunternd. »Hallo, wir sind aus Deutschland«, ruft Aline auf Englisch, »wir sind hier, um euch zu helfen«, sie wiederholt es auf Französisch. Skeptische Blicke. »Ihr seid nicht aus Libyen?« – »*Germany*«, wiederholt Aline, »bleibt ruhig, okay? Wir wollen euch auf das große Schiff bringen.«

Man darf sich Flüchtlingsbooten niemals von der Seite nähern. Sofort würden einige aufstehen und versuchen aufzuspringen, das Boot könnte kentern. Die *Christa* nähert sich dem Heck, Aline bittet, den Motor auszumachen und fragt: »Wer spricht Englisch? Du? Wie heißt du? Samir? Okay, ich bin Aline.« Samir muss jetzt für alle übersetzen.

Im Eiltempo reicht die Crew die Rettungswesten hinüber. Es folgt eine *Standard Operating Procedure (SOP)*, Fragen in fester Reihenfolge: Habt ihr Notfälle an Bord? Wie lange seid ihr schon unterwegs? Wie viele Kinder, Frauen, Babys? Von wo seid ihr losgefahren? Von wie vielen anderen Booten wisst ihr? Drei Boote hätten gemeinsam abgelegt, sagen sie. Für den Moment ist das eine gute Nachricht: Laut unserem Radar ist noch keines untergegangen.

Die *Lifeline* hält noch gebührenden Abstand, 100 Meter vielleicht. Um 5:20 Uhr funkt *Christa* zur Brücke: »Circa 120 Personen. Zehn Frauen, ein paar Kinder, ein Säugling. Ein Schlauch sieht instabil aus.« Die anderen beiden Boote entfernen sich in der Zwischenzeit immer weiter. Schon deshalb muss das erste so schnell wie möglich evakuiert werden. Im Prinzip gilt das eigentlich jedes Mal, deswegen verteilen wir auch die Westen: Falls jetzt noch etwas passiert, kann niemand mehr ertrinken. Es gibt Aufnahmen von einer früheren Mission, da platzte der Schlauch just in dem Moment, als das RHIB ankam. Weißer Schaum blubberte unter den Füßen der Flüchtlinge hervor. Fünf Minuten später am Einsatzort hätte die Crew nur noch Leichen geborgen.

Frauen und Kinder zuerst. *Christa* shuttelt eine Mutter und ihr Baby hinüber zur *Lifeline*. Das Kind sieht aus wie eine starre, hilflose Puppe, als Aline es hochhebt und sich ihr vom Deck zwei Arme entgegenstrecken. Sein Blick sucht die Mutter, die wenige Sekunden vorher an Bord gegangen ist.

Die meisten Rettungen finden im Sommer statt. In diesen Monaten herrscht oft ruhiges Wetter mit südlichen Winden und wenig Seegang. Es ist heiß. Bis zum Abend hätten die Menschen auf dem Schlauchboot einen Hitzschlag erlitten. Doch immerhin ist es windstill. Das hat gleich zwei Vorteile. Erstens haben wir die Boote überdurchschnittlich früh entdeckt. Das Einzige, was an einem billigen Schlauchboot ein Radarecho auslöst, ist der Außenborder. Bei hohem Seegang verschwinden die Motoren oft im Wellental. Jetzt aber ist das Meer so glatt wie ein Baggersee. Und das bedeutet zweitens, dass wir das Flüchtlings-

boot längsseits an die *Lifeline* herandrücken können. Boot und Schiff werden vertäut. Es ist kurz nach sechs, als die Flüchtlinge auf wackligen Beinen ihre ersten Schritte in die Freiheit machen.

Als Kapitän bin ich auch für die Formalitäten zuständig. Um 5:57 Uhr hatten wir die erste E-Mail mit dem Betreff »*Rubberboat in distress*« (Schlauchboot in Notlage) an die Seenotleitstelle in Rom abgeschickt. In der Mail stand auch, dass wir sofort mit der Evakuierung beginnen würden, weil das Schlauchboot in schlechtem Zustand ist und zu sinken drohte. Das sollte noch wichtig werden.

Das Team steht in der gelb markierten Aufnahmezone bereit. Einer links, einer rechts neben der Tür, die Flüchtlinge setzen einen Fuß auf die Leiter, dann packt die Crew an und zieht sie hoch, alle paar Sekunden einer. »Wie geht's dir? Kannst du selbst gehen?«, das sind typische erste Fragen. Auch eine Personenkontrolle gibt es. Richard, der Maschinist, durchsucht die Männer auf Waffen. Die Flüchtlinge haben meistens gar nichts dabei, nicht einmal Handys.

Dahinter wartet Georg, der Schiffsarzt. Georg ist Herzchirurg, seit drei Monaten Rentner, es ist seine erste Mission. Absolute Notfälle hat er erst einmal nicht zu behandeln. Einige humpeln, einige verzerren das Gesicht vor Schmerzen, sie werden sich bald in seine Obhut in unser 20-Quadratmeter-Krankenhaus begeben. Ein Junge erzählt, er sei im Lager mit einer Stange geschlagen worden. Später zeigt sich, dass er eine Lungen- und eine Nierenquetschung hatte, noch Monate später hatte sich

ein Erguss gebildet. Ein anderer kam mit einem gebrochenen Arm an Bord. Der Normalfall ist eher, dass Brüche schon schief zusammengewachsen sind, wenn wir die Menschen aufnehmen. Denn viele wurden jahrelang misshandelt, bis ihre Flucht endlich ein Ende fand.

Es geht ruhig zu, das ist ungewöhnlich. Die Flüchtlinge an diesem Morgen sind noch nicht so gezeichnet wie andere. Das liegt einzig und allein daran, dass wir recht nah an die libyschen Hoheitsgewässer herangefahren sind. Wenn wir, wie die Libyer es gerne hätten, noch mal 40 Seemeilen weiter draußen blieben, würden es viele Schlauchboote bis dahin nicht schaffen. Dann gäbe es viel mehr lebensbedrohliche Notfälle zu versorgen. Aber um das Wohl der Menschen geht es der LCG sowieso nicht.

Langsam füllt sich das Schiff. Die Passagiere realisieren allmählich, dass sie in Sicherheit sind. Einige fangen an zu lachen. Manche werfen sich auf den Boden und küssen ihn, schicken dankende Stoßgebete zum Himmel. Hermine lotst die Menschen an der Brücke vorbei zum vorderen Deck. Ein Kauderwelsch in vielen verschiedenen Sprachen dringt durch die offene Tür zur Brücke herein. Und während wir um den Radarbildschirm stehen und versuchen, die Route des zweiten Bootes zu berechnen, springen uns die Ersten schon vor den Ferngläsern herum. »*Go away, please, sit down*«, rufe ich mehrmals von der Brücke.

Während einer Mission gibt es viele Momente, die sich den Crewmitgliedern ins Gedächtnis einprägen und an die man sich vielleicht erst lange Zeit danach wieder erinnert. Georg erin-